

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928**

270 (17.11.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 46

# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 270

Nr. 46

Samstag, den 17. November

1928

## Selma Lagerlöf

Zu ihrem 70. Geburtstag am 20. November 1928

Von Hans Martin Eister

Die im Jahre 1858 auf dem kleinen Landsitz Marbada am Vöffe geborene und im sagenreichen Wernland aufgewachsene Selma Lagerlöf trat erst mit 32 Jahren an die Öffentlichkeit. Daß sie gut daran getan hatte, bewies ihr erstes Buch „Gösta Berling“, das sie schon lange Jahre dem Stoffe nach in sich getragen hatte, das zu formen ihr aber nicht gelungen war, da sie schwankte, ob sie es als Roman oder als Epos oder als Drama schreiben sollte, bis eine glückliche Stunde mit Carlyles Stilart die Form verließ und sie nun in fabelhaft kurzer Zeit die ersten Episoden des Gösta Berling niederzuschrieb. Diese impulsive Latkraft, die ihr eigen ist, taucht auch in ihren Gestalten wieder auf, die handelnd leben und nicht träumend, die genießen und optimistisch sind und nicht alles degoutieren und bekritteln. Der Hauch einer großen Persönlichkeit liegt über Selma Lagerlöfs Werken, war in ihrer Weltanschauung gefestigt, ehe sie die Feder zur Hand nahm, ihre innere Entwicklung war zur reifen Blüte gediehen, die nun Düfte und Farben ausstreuen wollte. Der Glanz dieser reichen ethischen, heiteren Religion, dieses tiefen Gottesglaubens und dieser reinen Christusliebe trifft freilich in ihrem ersten genannten Werke nicht so sehr hervor, es ist mehr die brausende Lebensfreude, die auf dem Grunde der unerhörlichen Phantastie ein behres Lied singt, das ausklingt in dem Hymnus von der Arbeitsfreude.

Für dieses erhabene Werk, durch das Selma Lagerlöf unter die ersten Schriftstellerinnen ihres Heimatlandes trat, erhielt sie vom König Oskar und Prinzen Eugen von Schweden ein Stipendium für einen längeren Aufenthalt in Italien und Sizilien, aus dem der Roman „Die Wunder des Antichrist“ erwuchs.

Hier trat zum ersten Male die reiche, christliche Weltanschauung der Dichterin zutage, aber nicht in tendenziöser, sondern ästhetisch überwundener, vollendeter Form. Ihr von den Wundern des Südens heraufschies Auge erschaut nur Gut und Farbenpracht, und ihre sorglose Phantastie streute, mit demselben Reichtum wie in ihrem ersten Werke Geschehnisse von faszinierender Kraft in die alltäglichsten Dinge. Sie läßt einen „Heiland“ auftreten, über dessen göttiges, nurmenschlisches Bild die Worte geschrieben stehen: „Mein Reich ist nur von dieser Welt.“ Dieser „Antichrist“ will den Himmel auf Erden gründen und den Himmel Gottes vergessen machen. Er ist als ein poetisch gefeiner und verklärter Bringer des Sozialismus, der an dem Wesen der Welt und dem tiefen Glauben der wahren Christen scheitern muß, verfolgt von einem fanatischen Mönche, dem der milde Papst — als greiser Vater der Christenheit erschaut und dargestellt — auf seinen Bericht, wie er den falschen Götzen ungeschädlich gemacht habe, voll tiefer Erkenntnis der menschlichen Dinge antwortet: „Vater Gondo, erlaube, daß auch ich dir eine sizilianische Geschichte erzähle. Als der liebe Gott die Welt erschuf, wollte er einmal wissen, ob er noch viel daran zu tun habe. Und er schickte Sankt Peter aus, um zu sehen, ob die Welt fertig sei.

„Als Sankt Peter zurückkam, sagte er zum lieben Gott: „Alles weint und klagt und schluchzt.“

„Dann ist die Welt noch nicht fertig“, sagte der liebe Gott, und arbeitete weiter. — Nach drei Tagen schickte er Sankt Peter abermals auf die Erde hinab. „Alle lachen und jubeln und spielen“, sagte Sankt Peter, als er diesmal zurückkehrte.

„Dann ist die Welt noch nicht fertig“, sagte der liebe Gott, und arbeitete weiter. Und zum dritten Male wurde Sankt Peter ausgesandt.

„Die einen weinen und die andern lachen“, sagte er bei seiner Rückkehr.

„Dann ist die Welt fertig“, sagte der liebe Gott.“

So endet das Werk voll naiver Güte und reiner Vergabung, das einen brausenden Sang gefungen von den Naturschönheiten des Südens, von der Märchenstadt des ewigen Frühlings, von grauen Lavafiligranen und alten, von Sarazenen erbauten Klöstern, von den jahrhundertelangen, verborgenen Geheimnissen der Vererbung von Mensch zu Mensch und dem heiligen Trostfium italienischer, von der Sonne durchglühter Charaktere.

Die nächsten Jahre widmete Selma Lagerlöf dem Schaffen kleiner, knapper und formvollendeter Erzählungen und Legenden aus den vereisten Schären und den blauweißen Gletschern des Nordlandes, unter denen die Novelle „Der Schatz des Herrn Arne“ besonders hervorragt. Hermann Bessé nennt sie „eine Novelle, ganz im großen, strengen Balladenstil, wuchtig und packend wie eine bewährte, uralte Sage“.

Eine Weltanschauungsdichtung von machtvoller, tief begründeter Wert war das nächste Buch „Jerusalem“, das im ersten Bande einen überwältigenden Ausdruck des religiösen Lebens und Erbens der schwedischen Volksseele gibt. Es wird darin die Liebe des Bauernvolkes zum Seelenhirten geschildert, aber nicht von der histo-

rischen, sondern von der volkspychologischen Seite; in dieser Liebe bildet die Liebe zur Heimat und der religiöse Fanatismus den zur Poesie nötigen Konflikt. Die Bauern Dalecarliens werden unter Vorantritt der prächtig gezeichneten Söhne und Töchter Ingmars von dem Sektierer Helligum in eine religiöse Bewegung mit hineingezogen, durch die das halbe Dorf nach Jerusalem auswandert, wo sie wie die ersten Christen leben wollen, hingegen der werktätigen Menschenliebe. Diese Idee des Werkes teilt es unwillkürlich in zwei Teile, von denen der erste Band in Dalecarlien, der zweite in Jerusalem spielt. Und da ist der erste Band entschieden der stärkere, weil Selma Lagerlöf in ihrer Heimat weit und in alte, heißgeliebte und wohl-bekannte Milieu ferngefunde, wortfarge, schwer-bemühte, starkköpfige Bauern mit tiefen nach Ausdruck nicht begehrenden Gefühlen hineinstellt. Die Episoden, in denen sich die Heimatliebe, vom religiösen Fanatismus getragen, losreißt von der Erde, auf der sie geboren und aufgewachsen, und in der sie eingewurzelt ist, sind von ergreifender, überirdischer Tragik und unsagbarer Tiefe. Es ist, als hätte die Dichterin diesen Kampf selbst gekämpft, als sie nach Jerusalem zog, um dort für ihren Roman Studien zu machen. Selma Lagerlöf ist fremd im Lande der Verheißung und müssen sich auch die herübergekommenen schwedischen Bauern in diesem Lande fremd fühlen, so darf doch nicht die objektive Schilderung des Landes hinsichtlich seines historischen Wertes so kalt gegeben werden. Die Landschaftsbilder sind mit der ihr eigentümlichen Kraft groß geschaut, charakteristisch schön, ja sogar genial. So bläst denn der zweite Band, der der Idee nach vielleicht eine Steigerung bringen müßte, ein wenig ab. Als Ganzes ist es aber doch ein reiches Werk, gekrönt von einer allbarmerhorigen Menschenliebe, die die Schuld des Lebens bis ins Tiefste verstehen will und sie auch versteht, weil sie auf Christus baut und vertraut, wie sie es in den „Christuslegenden“ schildert. Und wir wissen keine schöneren Worte über ihr Verhältnis zu Jesus als die Hermann Bessés, die wir deshalb hierher setzen wollen: „Dieses Verhältnis ist etwas gar Köstliches, Liebes und Erfrischendes. Der Christus Selma Lagerlöfs ist kein historischer und kein dogmatischer, sondern der volkstümliche, liebe, germanische Heiland, den man lieben muß, wie man die Sonne liebt, dessen Züge vom Leid nur noch das Verklärende haben. Von ihm erzählt sie schlicht und unerhöplich, wie eine fromme Mutter ihren Kindern die Geschichten vom Heiland erzählt, und um recht viel und genau erzählen zu können, hat sie alles gelesen, was von alten Legenden zu finden war. Die erzählt sie nun wieder, bekannte und entlegene, orientalische und italienische oder lateinische, und von ihren Erzählerlippen tönen sie quellenfrisch und innig, beruhigen allen Sturm und Zweifel im Zuhörer und wecken in seiner Seele alles, was noch von Kinderzeiten her in ihr rein und treu und golden ist. So oft mir jemand über Selma Lagerlöf recht kritisch redete, und so oft mir selber beim Lesen kleine Einzelheiten Zweifel erregt haben, hier war ich stets dankbar gläubig. Und wo in der ganzen heutigen Welt ist ein Dichter, der es wagen dürfte, uns von Jesus zu erzählen? Nicht symbolisch mit sozialen Anspielungen, sondern unbefangen, als hätte das Thema keine Haken und Abgründe? Das hat Selma Lagerlöf gekonnt.“

Weltruhm war ihr seit diesen Werken zu eigen. Ein Weltruhm, den sie mit jedem neuen Werke befestigte: mit der hohen, schlichten Schönheit des „Jerusalem“-Romans, in dem das religiöse Erlebnis der Bauern Dalecarliens nach Palästina führt, mit dem unergleichen Jugendbuch „Der Reize des kleinen Nils Holgerson“, quer über Schweden hin, mit dem lyrisch traumhaften Zauber von „Herrn Arnes Schatz“, mit ihren Jugenderinnerungen „Marbada“ und mit vielen Novellen, Erzählungen aus ihrer Heimat, aus der sagen-, mythen-, märchenreichen Geschichte ihres Volkes, aus dem alten Gösta-Berlingkreis und dem unversiegenderen Stalbenquell des germanischen Nordens. Urmutter ward sie der raunenden Volksseele und Liebeskraft der gegenwärtigen Menschheit. Diese Menschheit dankte ihr diese Eingabe ihres Lebens an ihr Werk durch treue Gefolgschaft: Keiner zweiten Dichterin Schaffen ist in so viel Sprachen übersezt, in so zahlreichen Millionen Exemplaren verbreitet, ist so sehr Eigentum aller Kulturvölker geworden. Man gab ihr 1909 den Nobelpreis, man berief sie als einzige Frau in die Akademie Schwedens, die nur achtzehn Mitglieder zählen darf, und man machte sie mit Recht zur Fürstin der schwedischen Literatur. Solche Fürstin ist sie aber auch in der Weltliteratur. Die Welt kommt heute an ihrem siebzehnten Geburtstag zu ihr, mit liebenden Herzen Dank zu tragen.

Julien Green: *Mont-Cindre*. Roman. 336 Seiten. F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien. Ganzleinen 6 RM. — Der Angelpunkt dieses Buches ist der glühende Haß der Tochter gegen die von Geiz besessene Mutter, und zwar in der schlichtesten und einfachsten Weise erzählt. Dennoch tut sich eine Welt auf, unheimlich und überzeugend zugleich, unbergänglich.

## Zum Schubert-Zentenarium

Von Hans Schorn

Franz Schuberts 100. Todestag (19. November) lenkt den Blick auf einen Geist, in dem die spezifisch wienerische Klangsphäre einen Durchbruch des musikalischen Triebes erlebte wie nie zuvor. Wohl war während Jahrhunderten schon gerade der Wiener Boden nicht brachgelegen, aber erst in diesem Meister trug er eine schwere und volle künstlerische Ernte, die überdies der klassischen Zeit — ihre höchste Blüte war mit den Befreiungskriegen vorüber — eine neue Gestaltungszone erschloß. Zugleich ist uns damit der Schlüssel gegeben, der ins Innerste und Eigenste der Schubertschen Musik führt und seine Persönlichkeit noch heute zu einem der interessantesten Probleme in der Geschichte der deutschen Musik macht. Wir erkennen heute die volle Bedeutung dieses Klanginhalts und wissen, daß mit seinem Weiterleben über ein Jahrhundert nun ein Stück altererbte eigene Kultur zu uns dringt, sehr zum Unterschied von Schuberts Zeitgenossen, denen zunächst das, was wir an diesen magischen Visionen so echt und so kerndeutsch empfinden, ganz fremd in den Ohren klang. Wie konnte sich überhaupt nur ein Komponist mit Gedichten in der barbarischen deutschen Sprache befassen? Und wer sollte sich gar über solche Produkte freuen, die in grauem Widerspruch zum modischen Geschmack standen? Kein Wunder, daß sich nicht ein Verleger fand, der für Schuberts Lieder auch nur ein Weniges gewagt hätte. Sogar der allmächtige Hofkapellmeister Salieri machte Schubert ernsthafte Vorwürfe und verlangte von ihm, er solle nichts mehr in deutscher Sprache komponieren, dagegen nichts sagende italienische Gedichte in Musik setzen. Wäre Schubert diesem Rat gefolgt, so würde das wahrscheinlich in sein farges und kleines Leben eine Wendung gebracht haben, und statt mit Verfrüzung hätte das Publikum vielleicht bald mit Bewunderung auf ihn geschaut. Aber Schubert ließ sich von den überall ausgelegten italienischen Fallstricken nicht umgarnen, er ging seinen eigenen Weg, ja mit doppeltem Eifer verfolgte er nun die „deutsche Richtung“, ohne übrigens, wie es die Junggenossen ihm gegenüber lezten Endes aus Konkurrenzneid taten, seine Gegner zu verachten oder die italienische Musik und insbesondere die Opern Rossinis zu schmäheln. Es zählt leider zur Ironie der Geschichte, daß die schöpferische Disposition der damals in Wien maßgebenden Kreise zur Vorwürfe für Schubert übrig hatte und nicht erkannte, wie tief sein innerer Melodienreichtum in ihrem eigensten Fühlen verwurzelt war. Zwar stand am Eingang des gleich-jährhunderts auch die gewaltige Musikergestalt Beethovens, der in großartiger Offenheit ungefähr daselbe wollte, und bei dem man ebenfalls nur die äußere Erscheinung gelten ließ. Wäre er nun wenigstens für den armen Schubert eingetreten, schon das bloße Gefühl einer Schicksalsverbundenheit hätte zweifellos denkwürdige Momente gezeugt! Es war aber Schubert nicht gegönnt, einen persönlichen Kontakt zu Beethoven zu gewinnen, und das Mißtrauen zu dessen titanischer Kraft, das allein schon in der hangen Jugendfrage sich äußerte: „Wer vermag nach Beethoven noch etwas zu machen?“, begleitete ihn nun vollends durch sein Leben.

Aus diesen nackten Tatsachen, die noch um beliebig viel andere Beispiele vermehrt werden könnten, mag man ersehen, wach ungeheure Ungerechtigkeiten im Falle Franz Schubert aufzudecken sind, gleichgültig, ob man an seine Liedkompositionen, an seine Stellung innerhalb der Pianistik seiner Zeit oder an seine operndramatischen Versuche denkt. Ja, sogar heute noch ist das Buch seiner Schaffensgeschichte sehr wenig aufgeschlossen. Das ist nicht nur um der Bedeutung Franz Schuberts als Komponist willen zu bedauern, sondern hat auch zu einem so grundsätzlichen biographischen Bild verführt, wie es nur in den seltensten Fällen ganz großen schöpferischen Persönlichkeiten widerfahren ist. Wir haben zwar auch schon angedeutet, daß man in vielen seiner Werke die Atmosphäre jenes Wiens fühlt, das in seinen Mauern damals einen Ferdinand Raimund, dann den Dichter Johann Mayrhofer oder den Maler Rotiz von Schwind beherbergte, alles Menschen, die wie Schubert selbst von dem Geist hochmütiger Melodie eines Beethovens nichts wissen wollten, und die nicht dessen Maß der Verachtung für irgendwelche Sentimentalität kannten. Trotzdem wurde auch ihr Innenleben von festigten Orkanen durchstört und Beethovens Wort „Künstler sind feurig, sie weinen nicht“ hatte für ihren Kreis gleichfalls Bedeutung. Deshalb ist es aber auch Unfug, die in manchen Schubertionen erreichte Heiterkeit, diesen Duft einer scheinbar rein vegetativen Daseinsfreude, der über seinen Schöpfungen lagert, als Ausdruck eines verbummelten Genielesbens erklären zu wollen, als Folge einer recht unbürgerlichen Gefinnung inmitten einer sorgsam behüteten Bürgerlichkeit. Schubert glied wirklich nicht einem ewig lächelnden Opfer der Menschenschwäche, das weder von körperlicher Abwehr noch von geistigem Kampf etwas weiß. Auch er hatte eine harte Kindheit und vorzeitige Erfahrungen. Schon seine ersten Schöpfungen mußte er bekanntlich heimlich aufs Notenpapier bringen, da sein Vater durchaus nicht wollte, daß er sich der Musik widme. Und welche Qualen hatte der stille und gleichgültig aussehende Sängerknabe noch im I. L. Konvikt auszustehen, das ihm ein Gefängnis dünkte, und wo er sich mit Nachwerken eines Krommet oder Rogeluch beschäftigten mußte, während ihm schon die Sinfonien Haydns, Mozarts und Beethovens ans Oera gewachsen waren. Als er sich dann

G. Mann, Ein Falschermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution bis 1927. Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Hg. von H. Frie. Einfluss der letzten Karolinger auf den britischen Imperialismus. M. Claus, Das politische Frankreich vor dem Krieg. Davidsohn, Die Geschichte der florentiner Kultur. H. Donner, Die Vorgeschichte des Weltkrieges 1870-1914. Fund-Brentano, Les lettres de cachet. v. Bagern, Das Orientbuch, 7. Aufl. Guffink, Herren und Städte Italiens. Histoire de France contemporaine depuis la révolution jusqu'à 1919. publié par Lavisse. Bd. 1-10. Ku Hung Ming, Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen, überlegt von R. Wilhelm. Kemal Pascha, Die neue Türkei 1919-1927. J. Der Weg zur Freiheit. H. Lohn, Geschichte der nationalen Bewegungen im Orient. Elie Marquand, Kampfhändener, Das Wesen des Osmanen. 1916. Mussolini und sein Faschismus. Hg. von Guffink. Röbel, Die russische Revolution. J. Paul, Gustav Adolf. I. Paschhoff, Geschichte des europäischen Staatensystems 1559-1660. Romanovskij, Der Zusammenbruch des Osmanischen Reiches. R. A. v. Rohan, Moskau. Erta, Über deutsch-japanische Kulturbeziehungen. F. Schnabel, Geschichte der neuesten Zeit. 7. Aufl. Fr. Stieve, Deutschland und Europa 1890-1914. R. Wilhelm, Orien. Werden des chinesischen Kulturkreises; Die Seele Chinas.

H. L. Allen, Die Besetzung des Rheinlands 1919-1923. M. Andreas, Österreich und der Anschluss. Les armées françaises dans la grande guerre. III. Les offensives de 1915. Barnes, Die Entstehung des Weltkrieges. M. J. Bonn, Befreiungs- oder Völkerringpolitik? Thilo v. Voje, Das Mamebrama 1914. Briaud, Frankreich und Deutschland. Churchill, Die Weltkriegs 1916-18. Deutschland unter dem Dames-Plan. Die Verichte des Generalagenten. 1925ff. E. Fischer, Die türkischen 39 Tage von Sarajewo bis zum Weltbrand. F. Hartung, Die Marokkofriege des Jahres 1911. F. Heide, Seeresverpflanzung und Zusammenbruch. v. Giesel, 2 Jahrzehnte im nahen Orient (1894 bis 1914). W. Hellpach, Politische Prognose für Deutschland. Office history of the war. Mesopotamia campaign. 1914-18. Kenworthy, Vor kommenden Kriegen. Der Krieg zur See. F. Lorenz, Der Krieg in den türkischen Gewässern. I. Fürst Lichnowskij, Auf dem Wege zum Abgrund; Londoner Verichte. R. Poincaré, Au service de la France. IV. L'Union sacrée. Graf Pourtales, Meine letzten Verhandlungen in St. Petersburg Juli 1914. 2. Aufl. v. Rheinbaben, Von Versailles zur Freiheit. Robertson, Soldaten und Staatsmänner 1914-1918. Saganoff, 6 schwere Jahre (1912-1918). Heob. v. Schäfer, Tannenbergschlachten des Weltkrieges. 20. 21. v. v. Stojak, Sonne-Nord. 22.-25. Thilo v. Voje, Das Mamebrama 1914. F. Schnee, Nationalismus und Imperialismus. G. Stresemann, Der Weg des neuen Deutschland; Neue Wege zur Völkerverständigung. Der Weltkrieg. Verab. im Reichsarchiv. I. Das deutsche Feldbesienbahnwesen. I. Bb. Weltkrieg im Bild. Originalaufnahmen. Das Werk des Unterwuchsausschusses. III. Reihe. Völkerring im Weltkrieg. Bd. 1-4. IV. Reihe. Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918. 2. Abtheilung. Der innere Zusammenbruch. Gutachten der Sachverständigen. Verhandlungsbericht. Entschlie. Der deutsche Reichstag im Weltkrieg. Graf Westarp, Die Regierung des Prinzen Max von Baden und die konterative Partei. 2. Aufl. Wirtschaft und Sozialgeschichte des Weltkrieges. A. Herr, und Ungar. Serie: 3. Völkerring-Ruf, Die Regelung der Volksernährung im Kriege. Aggermann, Die Regelung der Arbeitsverhältnisse im Kriege. Exner, Krieg und Kriminalität in Österreich. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. B. Deutsche Serie: 4. A. Erbe. Der Einfluss des Krieges auf die landwirtschaftliche Produktion. 5. Statistik, Die deutsche Kriegsernährungswirtschaft. 6. Charlotte Lorenz, Der Krieg und die Arbeitsverhältnisse. Die Gewerkschaften. Die Frauenarbeit.

E. Wagger, Franz Joseph, Kaiser von Österreich. M. Viermann, Franz Leo Walde. Anna Blas, Frauen der deutschen Revolution 1848. Briefe an Gotta. Zeitalter der Restauration 1815-1832. Hg. von H. Schiller. Aus dem Briefwechsel Afr. von Walderees. I. 1886-91. Hg. von H. D. Weisner. Friedrich Ebert, Kämpfe und Ziele. Friedr. Ebert und seine Zeit. G. Bentzen, E. Felden, Fr. Eberts Leben. Fort-Battaglia, Stanislaus Aug. Boniatowski. E. Förster, Adalbert Falk. A. Göpe, Frau von Stael in Deutschland 1803/04. Guffink, Frauenbriefe aus der italienischen Renaissance. Helmolt, Sündenbünd. Mémoires de la reine Hortense, p. p. le prince Napoléon. Nic. Hud, Wallenstein. 1916. Kaehler, Wlth. v. Humboldt und der Staat. H. Graf Kehler, Walthar Rathenau. S. Lee, King Edward VII. 2. 1901-1910. Maximilian von Mexiko. Hg. von D. Hellinghaus. W. Kommen, Joh. Miquel. I. v. Rheinbaben, Stresemann. G. Ritter, Die Staatsanbahnung des Freiherren vom Stein. F. Schnabel, Sigismund von Reichenstein. Fr. Schnabel, Ludwig von Liebenstein. Graf Stefan Tisza, Briefe. Bd. I. J. Turquan, La reine Hortense. F. Vignier, Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus: Mödler, Diepenbrock, Dollinger. Wilhelm II., Aus meinem Leben.

Völkerringe. Erdkunde. Meisen.

Ehebuch, Hg. von Graf H. Reisinger. 1925. J. Frägle, Regereiche im Nordal von Lohali. F. G. Frazer, Der goldene Zweig. Glauben und Sitten der Völker. Frobenius, Erlebte Erdteile. V. Das ferbende Africa. v. Geisler-Ruhwurm, Gute Geister. Ein Buch vom Trinken. H. F. A. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. 12. Aufl. F. Herig, Wiebergesundens Urformen. E. Heud, Gaja, Sinne und Sitte des Raiven. Mansfeld, Urwald-Dokumente. Muder mann, Rassenforschung und Volk der Zukunft. L. Schemann, Die Rasse in den Geisteswissenschaften. I. R. Schmidt, Frakre in Indien. 1908. Schuchhardt, Vorgegeschichte von Deutschland. L. Wiser, Urheimat des Menschengeschlechts. D. Zelenin, Russische Völkerringe.

E. R. Adler, Von Ghetto zu Ghetto. Meisen und Beobachtungen. J. F. Bachofen, Griechische Meise. Hg. von G. Schmidt. Beiträge zur obereremischen Landeskunde. Zeitschrift zum 22. deutschen Geographentag. Fr. Braun, Polen. A. Drenk, Land und Leute von England. Hg. Burchhardt, Völkerringe. Jaf. Burchhardt, Reisebilder aus dem Süden. Hg. von G. von Schulenburg, Deutschland, Die natürlichen Grundlagen seiner Kultur. Hg. von der Akademie der Naturforscher zu Halle. W. Dühr, Aus der überzeitlichen Missionarbeit Deutscher Jesuiten im 18. Jahrhundert. Erdbild der Gegenwart. Hg. von W. Gerbing, H. F. v. Rind, Land und Leute in Südamerika. L. Frick, Der Bodenbau. H. Freymark, Schlesiens Wirtschaft. A. Fuchs, Die Obereremfrage. Grabow, Deutschland und das Weltbild der Gegenwart. G. Grothe, Zur Kunde des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Hannover, Die Großstadt im Grünen. Verab. von Fr. Stadelmann. R. Haushofer, Grenzen. Hebeitz, Die Deutschen in Litauen. Hennig, Von wälfelstalen Ländern. Verworfene Stätten der Geschichte. A. Hettner, Die Geographie. Verichte Wesen und Methoden. A. Hettner, Englands Völkerringe. 4. Aufl. P. Silber, Die historische Topographie der Schweiz.

endlich vornahm, Humsteeg'sche Pieder in „moderne“ Weise umzusetzen, da hat sicher niemand härter, geduldiger und äher an sich gearbeitet. Aber diesen grundlegenden Ernst dem ersten bis zum letzten Tag in Schuberts Leben sollte man sich im Klaren sein, so sehr sich auch manche Komposition in der besonnenen Bläue des österrichischen Himmels auflöst. Sehnsucht und Trauer bilden überhaupt den tiefen Grundklang, der sein ganzes Wesen und seine gesamte Kunst durchzieht, und wie gleich nach den ersten Takten der „Unvollendeten“ es eigentlich jedem bewußt wird, daß erst das Tragische und das Idyllische diese beiden Sätze zu höherer Einheit binden und sich dadurch der Begriff des Fragments verflüchtigt, so ist's auch mit Schuberts Gesamtwerk, das in der Herfülle seiner Gedanken unendlich reich und fast unbegreiflich anmutet, obwohl es doch fragmentarisch und ein Torso geblieben ist.

Denn Schubert hat das Ziel seiner Mission nicht erreicht. Gewiß, er ist ein Meister geworden, wie es noch wenige gegeben hat. Das hatten kunstverständige Freunde freilich schon vorausgesehen, als ihnen Kompositionen des halben Kindes zu Gesicht kamen. Jedoch eine Kette von verhängnisvollen schicksalhaften „Zufällen“ verhinderte, daß dieser Dionysisch vielleicht am stärksten begnadete Musiker des XIX. Jahrhunderts sich reiflos ausgeben konnte. Schubert hatte z. B. in der väterlichen Wohnung auf dem Himmelpfortengrund nicht einmal ein Fortepiano, und auch später konnte er selbst nie die Miete für ein Klavier erschwingen. Er war außerdem zeitweilig zu wenig Komodiant, zu wenig Charlatan, um sich in größerem Kreis durchsetzen zu können. Weder verstand er es, dem Publikum von Kennern, das einstens von Mozart bewundert worden war, zu imponieren, noch öffnete sich ihm die aristokratischen Salons, in denen man Beethoven huldigte. Grauenhaft zu denken, daß dieses Künstlerleben selbst in seiner Reife nicht dorthin hinaufsteigen durfte, wo sein eigentlicher Platz gewesen wäre. Wohl fand auch Schubert später in Wien ihm liebgewordene Stätten, er traf mit Menschen zusammen, die im tiefsten und letzten Sinne ihrem Freund Freunde zu sein verstanden; trotzdem fühlte Schubert mit zunehmender Bitternis, daß es eigentlich eine parabolische Einsamkeit war, in der er hauste, und als man seine sterbliche Hülle, in die übliche Tracht eines Einsiedlers gehüllt, zu Grabe trug, war dies ein Symbol seines kaum 35jährigen Lebens. Grillparzer's Inschrift auf seinem Denkmal: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen“, ist leider in mehr als einer Beziehung Wahrheit. Nie hatte Schubert Zeit, an das augenblicklich Geschriebene nochmals die feilende Hand anzulegen, und welche künftiger Vollendung wäre er vorausichtlich entgegengegangen, wenn man ihn nicht hätte verhungern lassen? Das sind ernste Fragen, die man nicht einfach dadurch beiseiteschieben kann, daß man in seinen allerletzten Werken etliche pathologische Züge nachweist. Daran ist aber auch zu erkennen, wie gewaltige Last dieser arme Schulgenosse den kommenden Geschlechtern aufgebürdet hat. Denn es ist wahr, Schubert kannte das große Geheimnis, von dem gelegentlich E. F. Meyer sagt:

„Und je mehr die Erde mächtig dunkelt, desto näher, stärker brennt mein Stern.“

Das Kunstgewerbe im 16. Jahrhundert

Soeben erscheint im Propyläenverlag, Berlin, als Band X der Propyläen-Kunstgeschichte, „Die Kunst der Renaissance in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich usw.“, von Gustav Glück. Das Werk behandelt die stolze Epoche der ganzen deutschen Kunstgeschichte — das 16. Jahrhundert. Die Namen Dürer, Grünewald und Holbein allein würden genügen, um dem mit besonders reichem Abbildungsmaterial und vielen mehrfarbigen Tafeln ausgestatteten Bande das ganz besondere Interesse, selbst des breitesten Publikums, zu sichern.

Wir geben hier — mit Erlaubnis des Verlages — eine Probe aus dem Werk:

Eine starke Vorliebe für Kunstgewerbe und Kleinkunst war schon zur Zeit der Spätgotik am Hofe der Herzöge von Burgund vorhanden, und die Goldschmiedekunst stand hier in hoher Blüte, was wir, mehr noch als den vorhandenen wenigen kostbaren Stücken, den — freilich oft etwas einseitigen — Beschreibungen in Inventaren zu entnehmen vermögen. Diese Neigung wächst mit der zunehmenden Verweltlichung der Künste und ihrem Eindringen in das Privathaus. In allen nördlichen Ländern ist dies der Fall, besonders aber in Deutschland, wo das Kunstgewerbe von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an neben der Graphik geradegu die Führerrolle unter den bildenden Künsten übernimmt. Die Brunnliebe der Fürsten, Adligen und wohlhabenden Bürger vermehrt noch die Nachfrage nach reichverzierten Möbeln und Hausgerät aller Art. Große Künstler, wie Dürer und Holbein, verschmähen es nicht, Entwürfe für Kleinkunst zu liefern. Der Stil ist zu meist beherrscht von einer mehr idealistisch gerichteten Gesinnung, welche — vielfach mit Hilfe des kräftig eingreifenden Ornamentstils — die der italienischen Renaissance und der Antike nachgebildeten Dekorationsformen zu hoher Pracht entwickelt. Dazu kommt noch als eine wichtige Nebenerscheinung ein kräftig naturalistischer Zug, welcher z. T. auf dem spätgotischen Geschmack fußt, zum Teil im Anschluß an die italienische Renaissance bis zur mechanischen Abformung von Tieren, Pflanzen und anderen Dingen geht, wodurch eine Art von Momantik der Naturliebe entsteht.

An die Spitze unserer Bemerkungen über das Kunstgewerbe stellen wir Wandteppiche und Glasgemälde. Beide Gattungen müßten aber wohl eher der hohen Kunst zugerechnet sein. Ihnen fehlt freilich notwendigerweise, da die entwerfenden und die ausführenden Hände verschieden sind, die Eigenständigkeit, was aber immer ebenso bei der Architektur, vielfach

bei der Plastik und hier und da selbst bei Malerei und Graphik der Fall ist. In gewissem Sinne vertritt im Norden die Kunst der Wandteppiche die hier, seltene Monumentalmalerei und gelangt, besonders in den Niederlanden, während des sechzehnten Jahrhunderts zu einer sehr hohen Blüte. Während noch in den Niederlanden des fünfzehnten Jahrhunderts Tournaï die Vorherrschaft auf diesem Gebiete innehatte, geht diese zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an Brüssel über, das von nun an den Mittelpunkt der niederländischen Bildwirkerei bildet. Die Entwürfe werden fast immer von bekannten Malern geschaffen, und der Stil der Gattung entwickelt sich daher fast gleichlaufend mit dem der Malerei. Schon um die Wende des Jahrhunderts zeigt sich hier, ähnlich wie etwa in den Schöpfungen Quinten Metsys' (der übrigens auch einige Entwürfe für Bildteppiche geschaffen zu haben scheint), in Komposition, Bewegung und Ausdruck eine Art von Befreiung, und bald danach bringen einzelne Renaissance-motive auch in diese Gattung ein. Die Technik erhebt sich zu einer unnachahmlichen Vollendung, außer den bunten Wollfäden, die die bildmäßige Modellierung bewirken, werden Metallfäden, besonders aus Gold und Silber, verwendet, die mit ihrem schimmernden Glanze den figürlichen Kompositionen einen gewissen Reiz von Unwirklichkeit verleihen. Dank der Anregung, die von Raffael's Teppichen ausgeht, die in Brüssel gewirkt werden, entsteht ein neuer Idealstil, der in seiner großartigen Bewegtheit die Wandteppiche beherrscht und in ihnen zu einem höheren Ausdruck gelangt als in der Malerei. Als Zeichner der Porträts folgen von großen Kapazitäten, die sechs bis zwölf an der Zahl, zum Schmuck von Sälen im Inn- und Auslande verwendet werden, sind vor allem die Maler Bernaert van Orley, Pieter Coecke van Melf, Jan Vermeyen, Michiel von Coegie zu nennen. Einen besonders reichen Schmuck erhalten die Vorbürten, die bald mit allegorischen Gestalten, bald mit Blumen und Früchten, bald mit reinen Ornamenten verziert werden. Zu einer Art von Stilleben der Bildwirkerei entwickeln sich die sogenannten „Verdieren“, die Pflanzen, Blumen und Früchte widergeben und schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert auch hier und da als Hintergrund für Wappendarstellungen dienen.

Die kirchliche Glasmalerei findet in Deutschland noch zur Zeit der Spätgotik ihr Ende in bedeutenden Leistungen wie dem Volkamer-Fenster der Lorenzkirche und dem sogenannten Maximilians-Fenster der Sebalduskirche zu Nürnberg. Dingen schreitet die niederländische völlig neuen Zielen zu, die sie in ihrem idealen Stil und in ihrer Renaissanceornamentik gang an die Seite der Wandteppiche führen. Für die Glasmalerei wird Antwerpen zum Vorort. Als Kartonzelner erscheinen auch hier wieder Bernaert van Orley und seine Schüler Pieter Coecke van Melf und Michiel Coegie, deren Erfindungen ebenso wie die der Wandteppiche eine freie Weltlichkeit verraten. In das Bürgerhaus findet die Glasmalerei durch die gemalten Scheiben Eingang. Holbein hat manche Vorlagen zu solchen gezeichnet, und dank seinem Vorbild ist diese Gattung in der Schweiz besonders beliebt geworden.

Dem Stil der Architektur folgen die Arbeiten in Holz. Mit reich geschmücktem Schmuck werden Chorgestühl, Käselungen, Möbel aller Art, wie besonders Schränke, versehen in Deutschland und den Niederlanden, ebenso wie in Frankreich, wo die Möbel im Stile Heinrichs II. eine starke Verwandtschaft mit der Dekoration eines Jean Goujon zeigen. Für Deutschland sind Brunnschranke zu Aufhebung von Kostbarkeiten und Maximalitäten aller Art bestimmt, und in der prächtvollsten Art verziert, besonders bezeichnend. Zu einer außerordentlichen Bedeutung gelangt die Goldschmiedekunst in allen drei führenden Ländern des Nordens. Von der Spätgotik führt hier eine stark bewegte Entwicklung, an der Künstler wie Dürer, Holbein, Pötnier durch Entwürfe teilnehmen, zur Renaissance. Potale, Rannen, Schüsseln, Tafelaufsätze, selbst Herrscherkronen von großem Reichtum der Dekoration werden geschaffen. Welcher weite Weg wird hier von der eidel einfachen Naturalistik der Spätgotik, etwa des Webers Maximilian I., bis zu dem vielseitigen, neuerlich auch auf die Natur und selbst auf ihre getreue Nachformung zurückgehenden Renaissancestil, etwa von Wenzel Jamniners prächtigem Merckschen Tafelaufsatz, durchlaufen? Schmuckgegenstände aller Art verraten eine ähnlich fortschreitende künstlerische Gesinnung von weltlicher Richtung.

In den Goldschmiedearbeiten spielt auch die Technik des Emails eine nicht unwesentliche Rolle. Als besondere Gattung wie sie schon früher in den Schmelzarbeiten von Limoges aufgetreten und bildet sich in den Arbeiten der Limousin und Courteys dem neuen Stile folgend weiter. Von Tonarbeiten entstehen, auch in Frankreich, die köstlichen Faïences von St. Porchaire mit ihren edlen Bierschalen, und Bernhard Palissy schafft in seinen Schüsseln, die zumeist mit nach der Natur abgegossenen Tieren und Pflanzen geschmückt sind, einen neuen Zweig des Kunstgewerbes. Diesen französischen Arbeiten in Ton vermögen die Deutschen ihre reich aufgebauten und verzerrten Nachahmungen und ihre eigenartigen Krüge vorzüglich rheinischen Ursprungs, die Niederländer hauptsächlich ihre im Floristil gehaltenen Antwerpener Majoliken gegenüberzustellen.

Gaugerät — geprüft und gut! Ergebnisse von 5 Prüfungsstellen. (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart. Preis 10 Pf.) — In Deutschland werden von der Versuchsstelle für Hauswirtschaft in Leipzig, von der Gerätestelle der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Berlin, von der Versuchsstelle für Landarbeitersforschung, Kammerich, und von dem Verband Deutscher Elektrotechniker Gaugeräte geprüft. In Österreich ist es die Österreichische Gesellschaft für Technik im Hausbau, die genaue Untersuchungen anstellt. Um die Arbeit dieser Versuchsstellen aber auch praktisch auszumerten und die Prüfungsergebnisse den Hausfrauen zugänglich zu machen, hat die Frankische Verlagshandlung, Stuttgart, einen sehr nützlichen Katalog herausgegeben, in dem alle wissenschaftlich und praktisch geprüften Geräte, Maschinen und Verbrauchsmittel zusammengestellt sind.